

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Ueber das Königl. Theater in Dresden.

(Fortsetzung.)

— In Deiner Seele lebt

Ein hoher Muth, die Liebe giebt ihn ein —  
Ich sollte minder offen seyn, mein Herz  
Dir mehr verbergen: also will's die Sitte.  
Wo aber wäre Wahrheit hier für Dich,  
Wenn Du sie nicht auf meinem Munde findest?  
Wir haben uns gefunden, hatten uns  
Umichtungen, fest und ewig.

Schön. Julie im Romeo glebt sich in der Mondnacht auf eine ähnliche Art kund. Aber sie kommt liebetrunken vom Ball, ist im Hause, hauptsächlich von einer nicht sehr gewissenhaften Amme, nicht im Kloster erzogen. Auch Miranda im Sturm sagt fast die nämlichen Worte: — aber auch hier sind die Umstände sehr verschieden, und besonders das Mädchen selbst ein ganz anderer Charakter. Der Gesang Thekla's entfernt uns, so schön das Lied ist, zu sehr aus jener militairisch-historischen Welt, bringt das Schauspiel dem Romantischen allzu nahe, worin es doch auf keine Weise aufgehen kann und soll.

Es geht ein finst'rer Geist u. s. w.

Diese berühmten Verse, die sich durch den Reim noch besonders herausheben, gehören zu denen, wo der Dichter die Person fast ganz vergißt, und sie das sagen und poetisch ausmalen läßt, was der Hörer wohl mehr oder weniger bestimmt empfinden und denken wird. Es klingt ganz wie das Gedicht eines tief empfindenden Zuschauers auf das Stück selbst. Dergleichen hat Schiller in allen seinen Werken, und daß diese schildernden Sentenzen, diese gewissermaßen gesungenen Gesinnungen so isolirt stehen, aus dem Werke herausfallen, daß ist es gerade, was sie so beliebt gemacht und so viele Nachahmungen erregt hat. Diese undramatische Eigenheit ist in der Maria Stuart einige Mal noch stärker, auffallender noch in der Jungfrau, und in der Braut auf die höchste Spitze getrieben. Diese Tadelnswürdige hat begeistert, und ist seitdem verzerrt in Nachahmungen wiedergegeben worden, und man kann darum behaupten, daß Schiller selbst, so wie er gewissermaßen erst unser Theater gegründet hat, auch der ist, der es zuerst wieder zerstören half.

— Es schleudert selbst der Gott der Freude  
Den Pechkranz in das brennende Gebäude.

Ich sagte oben, die Gräfin Terzky sei eigentlich überflüssig; aber doch scheint ja der Dichter auf gewisse Weise den Ausschlag von Wallensteins Schicksal in ihre Hand zu legen. Nachdem schon alle Motive in Thätigkeit gesetzt sind, nachdem der Unterhändler Seni gefangen ist, dem Feldherrn kein Ausweg mehr bleibt, und er in einem langen Monolog seine Lage erwägt, endlich den Schweden Wrangel kommen, ihn aber ohne Entscheidung wieder fort gehen läßt, erscheint die Gräfin, hört von diesem unbegreiflichen Wankelmuth, stellt ihm alles noch einmal von anderen Seiten und in einem anderen Lichte dar, und bringt so durch die Kraft ihrer Beredsamkeit den Zögernden zum Entschlus. Ich muß gestehen, daß dieses die einzige Stelle des Werkes ist, in der ich den Dichter niemals verstanden habe. Sie sagt ihm nichts, sie kann ihm nichts sagen, was ihm die Freunde nicht schon, er sich selbst aber weit mehr eben so gründlich und tief vortragen. Mit seinem Verstande, der so ungern

andere über sich erkennt, wäre es nur eine spielende Bemühung, diese leichten Sophismen in ihr Nichts aufzulösen. Der Anfang ihrer Rede erinnert sehr bestimmt an die Lady Macbeth in jener Ueberredungsscene der einsamen Nacht; und ich müßte sehr irren, wenn Schiller sie nicht auch im Auge gehabt hätte. Aber wie sind dort Menschen und Umstände so völlig andere. Eine angebetete Gattin, die Einsamkeit, der vom Ehrgeiz und Verzauberung schon Bahnweisige, das gewisse, nahe liegende Glück, das ein einziger kühner Dolchstoß erringen kann. Dort kann Macbeth durch sein Zaudern und seine Schwäche nur besser, durch die Ueberredung, die ihn endlich bestimmt, nur milder erscheinen; hier aber verliert der Feldherr zu viel von seinem Charakter, da ihn nichts bestimmen kann, als endlich die nicht sehr durchgreifenden Gründe einer Frau, die er nicht sonderlich achtet.

Im dritten Act hemmen die Scenen mit den Frauen die Handlung erst zu lange; die Vertheidigung der Astrologie, nachdem er schon alle bösen Nachrichten vernommen hat, ist im Munde Wallensteins unwahrscheinlich, wenigstens etwas zu umständlich. Der Abschied des Max, da nun alles die höchste Spitze erreicht hat, ist ergreifend. Als einzelne Scene wird diejenige, in welcher Thekla den Tod ihres Geliebten erfährt, mit Recht gelobt, doch wünsche ich wieder, nach der rührenden Erzählung und dem edlen Schmerz, die Reime weg, welche ihren Monolog schließen, und die freilich wieder die liebtesten sind. Der Schluß dieser:

— Da kommt das Schicksal. — Roth und kalt  
Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt  
Und wirft ihn unter den Puffschlag seiner Pferde.  
— Das ist das Loos des Schönen auf der Erde.

ist wieder wie bittere Reflexion aus fremdem Munde. Daß das Schicksal hier, noch mehr aber das Schöne selbst personificirt worden, giebt der Stelle selbst einen leisen komischen Anhauch, weshalb sie sich auch schon so oft zu Parodien hat hergeben müssen.

Daß Schiller die Liebe ernst und feierlich nimmt, stürmisch und enthusiastisch, niemals im Rausch die edlere Sinnlichkeit, die Grundbasis der Leidenschaft und alles Schönen, anklingen läßt, das ist es allerdings, wodurch er keusch und sitlich erscheint; und da er nie diese Erhebung dramatisch-ironisch behandelt, sondern die Erscheinung fast rein lyrisch, als ein Gedicht im Gedichte sprechen läßt, so ist er dadurch ausdrücklich des Beifalls derer gewiß geworden, die im Schauspiel nur Nahrung und Erschütterung suchen.

Eine des großen Werkes unwürdige Scene ist die zweite des fünften Actes, in welcher Buttler die beiden Hauptleute zum Morde des Feldherrn auffordert. Sie verlegt zu herbe und man steht auf keine Weise ihre Nothwendigkeit, da hier eine Abkürzung, im Vorübergehen dem Zuschauer den Zusammenhang nur zu verstehen gebend, so recht an seinem Orte gewesen wäre. Die Scene der Mörder, welche den Herzog Clarence umbringen (Richard III.), mag wohl das Vorbild gewesen seyn. Doch hier spricht aus dem Munde der Berruchten die Nemesis selbst auf die furchtbarste Weise, ihre Gemeinheit verwandelt sich in Schauer und Entsetzen, da uns bei Schiller ihre Rohheit und ein gewisser Blödsinn nur beleidigt, und hier gegen den Schluß ein so geringer und dünner Ton einflingt, wie keiner im ganzen Gedichte, wodurch das Ende noch mehr geschwächt wird.

(Der Beschluß folgt.)